

Kapitel VI

Die Gedanken sind frei – oder: Zuträger der Regierung

*Man fängt Weib und Mann
Gedanken niemand fangen kann
Freidank, Bescheidenheit 1229*

I

Vor einigen Wochen war das Fest auf dem Schloss zu Hambach in der bayerischen Pfalz zu Ende gegangen. Zwar war niemand aus dem Ort selbst dort anwesend gewesen, dazu hatte denn doch den meisten der Mut gefehlt. Ludwig Richter, der eigentlich beabsichtigt hatte, dem Aufruf zu folgen, war durch den Erwerb des Faßbenderschen Hofes zu sehr beschäftigt, als dass er seine Absicht hätte verwirklichen können. Aber manche Reisende, die von dort in ihre Heimat zurückkehrten, wussten Aufregendes und Bewegendes zu berichten. Gebannt lauschten gerade die Jungen den Schilderungen der Teilnehmer. Aufgeregt diskutierten sie die Reden eines Siebenpfeiffer oder eines Wirth, hörten von den Ideen zu Vaterland und Volkshoheit, aber auch von den grausamen Verfolgungen in Polen. Mit Empörung reagierten sie auf die Ignoranz der bayerischen Behörden gegenüber der wirtschaftlichen Not in der Pfalz. Einige Reisende berichteten auch von Verfolgungen der Vaterländischen – manch einer unter ihnen befand sich sogar selbst auf der Flucht.

Eines Tages fanden sich in D. drei flüchtige Polen ein, Lech Kruska mit seiner Schwester Warwara und seinem Cousin Ladislaus Podgorski. Sie erhielten auf dem Rebenhof für wenige Nächte Unterschlupf. Erst aber herrschte große Aufregung im Ort, denn von Osten, so hieß es verbreite sich die Cholera und habe selbst zwei große preußische Heerführer, Clausewitz und Gneisenau dahingerafft. Vor allem die Frauen waren in großer Sorge um ihre Kinder, dass die drei Polen die Seuche einschleppen könnten.

Doch Friedrich Rehbacher beruhigte sie. „Wenn sie es bis hierhin geschafft haben, ohne sich anzustecken, dann brauchen wir keine Angst zu haben.“ Zur Vorsicht hatte er die Polen auch untersucht und nichts Verdächtiges feststellen können. Trotzdem horchten die Mütter ängstlich auf jeden Husten und achteten auf jedes Anzeichen von Übelkeit ihrer Kinder. Doch als weiter nichts geschah, beruhigten sie sich allmählich.

Dagegen hatten die Männer nur Augen für die junge Frau, die die beiden Polen begleitete. Warwara Podgorskaja war eine strahlende Schönheit, die durch die männliche Reisekleidung noch besonders unterstrichen wurde. Dass sie die Schwester sei, mochte zwar nicht jeder im Orte glauben, aber ihr betörendes Wesen war Gegenstand manchen Gesprächs beim Lindenwirt. In ihren geheimen Phantasien sahen die Herren die fremde Schönheit schon an ihrer Seite und zogen wenig schmeichelhafte Vergleiche zu ihren Eheweibern. Das Käthchen war ganz vernarrt in die junge Frau, die sich des Mädchens gerne angenommen hatte. Für Käthchen war Warwara eine richtige Prinzessin. Dass sie wie ihre

Begleiter nur dem niederen Adel in Wolhynien entstammte, war dem Käthchen herzlich egal. Ach, wenn sie doch die Zofe dieser schönen Dame sein könnte. Joseph Bäumlner, seit langem schon verwitwet, sah Käthchens Schwärmerei mit Sorge, wollte dem Kind aber nicht alle Träume nehmen. Bald wäre die Polin wieder fort – und Käthchen würde sie rasch vergessen.

Die beiden jungen Polen saßen in diesen Tagen mit den jungen Leuten aus dem Ort hinter der Beckerschen Scheune zusammen „Wir sind den Häschern in der Heimat gerade noch entkommen“, schilderte Lech. „Wären wir denen in die Hände gefallen, wären wir nach Sibirien verbannt worden, wo wir bitterer Kälte und großen Entbehrungen ausgesetzt gewesen wären. Unsere Güter hat der Zar ohnehin an sich gerissen und an seine Speichellecker verteilt.“ Inzwischen seien alle Staatsämter mit Russen besetzt. Polen habe seine Identität vollkommen verloren. „Bald nehmen sie uns auch die Sprache und die Schrift und zu guter Letzt auch noch unsere gute katholische Religion“, Ladislaus Podgorski schüttelte sich bei dieser Vorstellung.

„Und wo wollt ihr hingehen?“, fragte Friedrich Steinbergen vorsichtig. „Frankreich ist unser Ziel“, meinte Lech. „Warum wollt ihr denn nicht hierbleiben?“, setzte Friedrich nach. „Ach, hier bei euch ist es ja ganz schön, auch woanders sind wir herzlich empfangen worden, Polenkomitees haben uns begrüßt. Aber in Preußen mussten wir uns verstecken und die großen Wege meiden. Und der Arm des Preußenkönigs in die deutschen Lande ist lang. Da gehen wir lieber zum Bürgerkönig. Dorthin sind auch die meisten unserer Landsleute geflüchtet.“ Sie berichteten in allen Einzelheiten von der Schlacht bei Ostroleka in Masowien, die das Ende der polnischen Befreiungsbewegung eingeleitet hatte. „Ladislaus hatte eine Verwundung an der Schulter davongetragen und musste behandelt werden; als er wieder genesen war, blieb uns nur noch die Flucht, denn die Russen standen unmittelbar vor Warschau.“

II

Während die Jugend im Ort gebannt an den Lippen der Polen hing und ihren Erlebnissen lauschte, blieb Carl reserviert. Er grüßte die Herren, wenn er ihnen begegnete und erkundigte sich nach ihrem Befinden; traf er auf die junge Warwara, zog er höflich seinen Hut, vermied aber das Gespräch, da er kein Getuschel im Ort hören und missbilligende Blicke daheim sehen wollte. Er schwankte zwischen Neugier und Distanz. Die Polenbegeisterung war überall groß; doch die Regierungen sahen dies mit gewissem Unbehagen. Denn der Aufruhr im Osten richtete sich zwar vor allem gegen den Zaren; aber Preußen beobachtete mit Argwohn, ob sich Unabhängigkeitsbestrebungen auch auf Westpolen ausbreiten könnten. Infolgedessen wurden auch in den deutschen Ländern die Polenfreunde bestenfalls geduldet, aber keineswegs gefördert.

Nach zwei Wochen begaben sich die drei Polen fort; sie dankten herzlich für die Aufnahme im Ort und luden die jungen Leute ein, sie doch in Paris zu besuchen, wenn sie sich dort erst eingerichtet hätten. Doch als Franz und Johann ihrem Vater von der Einladung berichteten, zogen sich Zornesfalten über seine Stirn.

Zwar hatte der Schmied den Sturz der Bourbonen aus vollem Herzen begrüßt und aus seinen republikanischen Überzeugungen kein Hehl gemacht. Aber Paris, das komme überhaupt nicht in Frage. „Da gibt es nur Müßiggang und liederliches Leben; in Paris ist schon mancher in die Gosse gefallen!“, donnerte er, dass die Jungen zusammenzuckten. „Glaubst du“, sagte er zu Franz gewandt, „ich hätte diese Schmiede nur für mich gemacht. Ich sage Dir: Schmied bleibe bei deinem Amboss!“ Er drehte sich zu Johann um: „Wozu habe ich wohl das Faßbendersche Anwesen erworben – damit ihr es in Paris verspielt? Nein, unsereins hat in Paris nichts verloren!“ Betreten blickten die Angesprochenen zu Boden.

In der Gaststube vom Lindenwirt saß das Käthchen, hatte sein Gesicht in den Armen verborgen und schluchzte gotterbärmlich. Das Mädchen hatte so gehofft, seiner „Prinzessin“ folgen zu können. Aber diese hatte ihm nur über den Kopf gestreichelt. „Adieu, mein kleines Käthchen“, hatte sie gesagt, „sei artig und gehorsam – dann wirst du auch einen lieben Bräutigam finden. Viele süße und gesunde Kinder wünsche ich dir. Behalte deine Warwara im Gedächtnis. Der Herr möge dich segnen.“ Dann war sie in die Kutsche gestiegen, mit der sie Jakob Pfeiffer bis zur nächsten Poststation bringen wollte.

Bei ihrem Vater konnte das Mädchen kein Verständnis erwarten. Er brummte nur, wenn er das verweinte Gesicht sah. „Reiß dich endlich zusammen!“, war das einzige, was er zu seiner Tochter zu sagen wusste. Käthchen trocknete die Tränen und rannte zum Rebenhof. Vielleicht konnte es dort etwas finden, was es zu ihrer „Prinzessin“ bringen würde. Auf dem Hof traf Käthchen auf Elisabeth, die Tochter, die viel Zeit mit der jungen Polin verbracht hatte, während ihre Begleiter diese Tage mit den Burschen im Ort zusammen gewesen waren.

Aus Käthchen sprudelte es nur so heraus. Es wollte alles über die schöne Polin erfahren. Elisabeth lächelte und erzählte kleine Begebenheiten, an die sie sich erinnerte, an das hübsche Kleid, das ihr Gast an einem Abend vorgeführt hatte, an die Tiere, die sie in Polen hatten zurücklassen müssen, an den alten Diener Alexej, der zu schwach gewesen war, um sie auf ihrer Flucht zu begleiten, an den böhmischen Häscher, der ihnen gefährlich nahe gekommen war und den sie mit Schmeichelworten ablenkte, so dass Lech und Ladislaus entkommen konnten.

Käthchen hörte all das mit offenem Mund und bettelte, Elisabeth solle ihr doch noch mehr erzählen. Doch es war schon spät geworden. „Dein Vater sorgt sich bestimmt schon, wo du wohl bleibst. Lauf geschwind heim - vielleicht fällt mir inzwischen ja noch mehr zu Warwara ein! Du kannst gerne wiederkommen.“ Sie gab ihr einen kleinen Klaps und das Mädchen eilte zurück zum Gasthof; sie war gerade noch rechtzeitig zurück, bevor die Abendgäste eintreffen würden. Ihr Vater runzelte nur die Stirn, ließ es dabei aber auch bewenden.

III

Es vergingen einige wenig ereignisreiche Wochen. Die Menschen gingen ihren gewohnten Tätigkeiten in Feld und Flur nach. Das Wetter schien in diesem Jahr ein Einsehen mit den Menschen zu haben. Man sprach vorsichtig von einer zufriedenstellenden Ernte, die man erwarte. Zu den wenigen Neuigkeiten zählte

die Nachricht, dass Rieke, die Magd auf dem Rebenhof guter Hoffnung sei. Rieke schwieg beharrlich, als sie nach der Ursache ihrer Leibesfrucht gefragt wurde. Doch für jeden kamen nur die beiden Polen in Betracht; ob aber Lech oder Ladislaus, darauf mochte sich noch keiner festlegen. Das Gesicht des Kindes werde das Geheimnis schon preisgeben.

Carl Hofmeister hatte zwar die Pläne einer ehelichen Verbindung von Charlotte mit Johann Baptist aufgegeben, sich aber mit einem Schwiegersohn Friedrich Waller bisher nicht recht angefreundet. Im Stillen ging er mögliche Heiratskandidaten in der Nachbarschaft durch. Aber eine Partie, die so gut wie der Beckersche Hof gepasst hätte, war nicht darunter. Hedwig mahnte Charlotte währenddessen nicht zu große Ungeduld zu zeigen, die Zeit werde schon für sie und ihren Friedrich arbeiten. Vielleicht ließe sich der Vater besänftigen, wenn der junge Mann zum katholischen Glauben wechseln würde. Doch die Ereignisse der nächsten Tage ließen diese privaten Sorgen vergessen.

Denn eines Morgens klopfte es energisch an das Tor des Beckerschen Hofes. Als Lina das Tor öffnete, schrak sie zurück. Vor ihr stand ein Gendarm, begleitet von zwei Soldaten. „Hol den Herrn“, befahl der Gendarm, „aber geschwind!“ Lina fand den alten Jean im Stall, wo er den Huf einer Kuh untersuchte und vorsichtig einen Holzsplitter herauszog. „Was gibt es“, fragte er unwirsch, als Lina ihn dringend zum Tor rief. „Ein Gendarm, Herr!“, rief sie aufgeregt. Jean Becker brummte er ärgerlich, aber setzte den Huf des Tieres vorsichtig ins Stroh und ging mit Lina zum Hofeingang. „Was führt euch zu mir?“, fragte er, als er das Tor erreicht hatte. „Wir kommen wegen Ihres Sohnes!“, verkündete der Gendarm. Er soll sich auf der Station einer Befragung stellen.“

„Kommt erst einmal herein“, sagte Jean, „es geht draußen doch ein recht kühler Wind.“ Das ließen sich die drei nicht zweimal sagen. Lina brachte rasch einen Krug mit Bier und ein paar Scheiben Brot. „Jetzt zur Sache“, begann Jean. „Was wollt ihr denn von meinem Sohn wissen? Du kennst ihn doch“, wandte er sich dem Gendarmen zu. „Er arbeitet rechtschaffen und mischt sich nicht in irgendwelche Händel. Er betrinkt sich nicht, geht – vielleicht auch nicht regelmäßig – in die Kirche. Was also könnte man auf der Station von ihm wollen?“

„Nun“, der Gendarm rutschte etwas verlegen auf dem Stuhl hin und her, „was du sagst ist richtig.“ Er blickte zu den beiden Soldaten, die kräftig dem Bier zusprachen und mit Lina zu poussieren versuchten. Der Gendarm beugte sich vor: „Es geht um Politisches.“ Jean Becker blickte ärgerlich. „Trägt man ihm immer noch die Sache mit den Kokarden beim Besuch des Großherzogs nach? Das ist doch schon längst vergessen.“ Der Gendarm schüttelte den Kopf. „Nein, nein – es gibt Hinweise auf aufrührerische Reden. Mehr weiß auch ich nicht.“ Jean Becker schwieg – aber innerlich kochte die Wut. Dass der Junge nicht einfach seine Arbeit machen und die Hände vom Politisieren lassen könne.

Laut aber sagte er: „Der Johann ist draußen auf dem Feld. Wir sind bei der Aussaat und müssen bis zum Abend fertig werden, denn es sieht nach einem

Wetterumschwung aus. Könnt ihr mit der Befragung nicht bis Montag warten?“ Der Gendarm kratzte sich am Ohr. Da die Soldaten sich noch immer um Lina bemühten, raunte er: „Ich werde melden, dass der Johann in Geschäften außerhalb unterwegs sei.“ Lauter sprach er weiter: „Es ergeht strengste Anweisung, dass sich der gesuchte Johann Baptist Becker am Montag zur zehnten Stunde auf der Station einfinden möge!“ Mit diesem scharf gesprochenen Avis zogen die drei Männer ab.

IV

Als Johann kurz vor der Dunkelheit vom Feld zurückkehrte, nahm ihn sein Vater beiseite. „Was sind das für Sperenzen, junger Mann!“, donnerte der Alte. „Da erscheint die Obrigkeit und will dich zum Verhör abführen – wegen aufrührerischer Reden. Was hast du dazu zu sagen, antworte!“ Johann Baptist brummte etwas Unverständliches und schwieg. Der Vater geriet immer mehr in Rage. „Dein Schweigen zeigt mir, dass an der Sache was dran ist – was stellst du dir eigentlich vor?“ Jetzt brach es auch aus dem jungen Mann heraus. „Vater, wir rackern uns Tag für Tag ab, um genug zu essen zu haben – zum Dank dafür dürfen wir jedes Jahr viele Kronenthaler an Steuern entrichten. Von denen machen sich die Beamten der Regierung mit ihren dicken Hintern ein schönes Leben. Dann machen sie sich auch noch einen Spaß daraus uns zu schurigeln.“

Der Vater war empört. „Wie redest du über die Obrigkeit. Willst du etwa wieder in französische Schwindeleien verfallen?“ Johann fiel ihm ins Wort. „Wenn es gar nicht anders geht, ja! Denk doch nur wie der Großherzog mit seiner Mätresse hier erschienen ist. Die dürfen wir durchfüttern – ja das meine ich ernst!“, ergänzte der junge Mann rasch, als er die gerunzelte Stirn seines Vaters sah. „Sieh dir doch unseren feinen Bürgermeister an, wie der sich bei dem Großherzog und seiner Entourage eingeschmeichelt hat, auch bei der ‚holden Begleitung‘, einer liederlichen Schauspielerin! Was hat die Liebedienerei uns genützt, ist von der versprochenen Straße auch nur ein Stein zu sehen? Nein, es werden von der Regierung Schwierigkeiten zum Straßenverlauf, zur Art der Befestigung vorgeschützt, um nichts tun zu müssen. Man sollte die ganze Blase zum Teufel jagen. Wir, das Volk, müssen über uns selbst bestimmen dürfen.“ Damit drehte er sich abrupt um und ließ seinen Vater betroffen stehen.

Als Bertha kurze Zeit später die Stube betrat, sah sie ihren Gatten, den Kopf in die Hände vergraben, am Tisch sitzen. „Was ist los, Jean? Ich habe euch heftig streiten gehört.“ Der Alte löste sich aus seiner Erstarrung. Je mehr er seiner Frau berichtete, umso mehr entrang sich ihr ein „O Gott, lass es nicht wahr sein!“; dazu schlug sie ein ums andere Mal die Hände vors Gesicht. „Kommt der Johann jetzt ins Gefängnis?“, fragte sie besorgt. Der Alte zuckte mit den Schultern. „Wenn er das laut gesagt hat, was ich zu hören bekommen habe, wird es wohl bei einem Verweis nicht bleiben.“ Lange saßen die Eltern schweigend beisammen. Niemand verspürte jetzt ein Bedürfnis das Abendessen einzunehmen, als Lina fragend die Tür öffnete.

Das galt auch für Johann Baptist, der sich mit seinen Freunden wieder hinter der Scheune versammelt hatte. Er erzählte, was auf dem Hof vorgefallen war und schloss mit dem Satz: „Einer unter uns ist ein Verräter!“ Natürlich bestritten alle, der Obrigkeit als Zuträger gedient zu haben. Doch das Misstrauen nagte an ihnen. „Ich werde Montag in die Stadt gehen – da werde ich ja erfahren, was die Herren wissen. Dann wird es vielleicht eher gelingen, den Judas zu fassen zu bekommen! Und dann wehe ihm!“ Bedrückt gingen die jungen Leute auseinander. Dass ihre schwärmerischen und umstürzlerischen Reden aus dem geschützten Raum hinter der Scheune nach außen gedrungen waren, hatte sie schwer erschüttert. Wer mochte sie verraten haben? Im Geiste ging jeder alle anderen Namen durch („dieser gewiss nicht, jener aber vielleicht?“). Das Misstrauen legte sich wie Mehltau über die ganze Schar

Währenddessen saßen die älteren Herren zur gewohnten Stunde beim Lindwirt. Natürlich war die Vorladung der Gegenstand ihres Gesprächs. Jean Becker unterließ es wohlweislich die Worte seines Sohnes zu wiederholen sondern sprach nur ganz allgemein von unangemessenen Reden. Niemand konnte sich erklären, was wohl damit gemeint sein könne. Friedrich Rehbacher allerdings wusste dank seiner Korrespondenz zu berichten, dass in vielen deutschen Landen – wie es hieß – ‚die Zügel wieder straffer angespannt würden‘. „Der Herr Metternich in Wien hat die Ereignisse rund um das sogenannte Freiheitsfest in Hambach zum Anlass genommen, nicht nur in Österreich sondern auch im Deutschen Bund die Pressezensur zu verschärfen und Kritiker einzuschüchtern. Einige der Festteilnehmer sind ja sogar verhaftet worden. Leider hatte es auch einige Ausschreitungen – so in Worms – gegeben. So ist die Lage, meine Herren. Es ist im Moment etwas unangenehm in deutschen Landen.“

Alle schauten sich etwas betreten an; nur der Pfarrer machte einen zufriedenen Eindruck, blieb aber ruhig. „Auf die versprochene Straße werden wir wohl weiter warten müssen“, sorgte sich der Lehrer. Aber niemand wollte dem alten Becker daraus einen Vorwurf machen. Wenn die Herren gewusst hätten, was sich hinter ihrem Rücken abspielte ...

V

Es war ein strahlender Frühjahrmorgen; die Befürchtungen, schlechtes Wetter werde aufziehen, erwiesen sich als unbegründet. Als Bertha und Jean Becker nach dem Kirchengang auf ihren Hof zurückkehrten, war Lina in großer Aufregung. Der junge Herr sei immer noch nicht aufgestanden. „Beruhige dich, Lina, er wird von der Arbeit gestern müde sein. Außerdem ist er nach dem gestrigen Abend nicht bester Laune.“ Den ganzen Tag ließ sich der junge Becker nicht blicken – ‚der Hunger treibt ihn schon in die Küche‘, dachte sich der Vater. Als am folgenden Morgen von Johann Baptist immer noch nichts zu hören und zu sehen war, blieb Jean gelassen. „Er wird früh aufgebrochen sein, um rechtzeitig in der Stadt zu sein“, beschwichtigte er seine besorgte Frau.

Allerdings war auch Rieke, die Magd vom Rebenhof an diesem Morgen nicht aufzufinden. Nach ihrem freien Tag, den sie meist bei ihrer Schwester im

Nachbarort verbrachte, war sie nicht wie üblich erschienen. Man sandte Arthur, den Knecht, um den Verbleib Riekes zu erkunden. Doch er kehrte unverrichteter Dinge wieder zurück. Sie sei, so berichtete er, noch etwas außer Atem, überhaupt nicht bei der Schwester gewesen. Jakob Pfeiffer machte sich ernsthafte Sorgen um die junge Frau, die ja ein Kind unter ihrem Herzen trug. Er schickte Arthur noch einmal los, um den ganzen Weg abzusuchen, ob irgendetwas von Riekes Verbleib zu entdecken war. Obwohl sich zwei weitere Knechte anschlossen, blieb Rieke spurlos verschwunden.

Ob sie wegen der Schande sich etwas zu Leid getan hatte? Hatte er auf Riekes Missgeschick zu hart reagiert? Jakob Pfeiffer ging das Schicksal des Mädchens nicht aus dem Kopf. Oder hatten lichtscheue Gesellen sie im Schutz des Waldes bedrängt, ja ihr sogar Schlimmeres angetan? In ihrer Kammer war alles wie gewohnt. Auf den ersten Blick konnte Maria Anna, die Hausherrin, keine Veränderung bemerken. Alles lag ordentlich zusammengefaltet – typisch Rieke, dachte sie.

Doch dieser Montagmorgen barg noch weiteres Unheil. Es war ein regelrechter Unglückstag für D. Als Theophil das Amt betrat, hatte er sofort den Eindruck, dass etwas nicht stimmte. Tatsächlich: Das rückwärtige Fenster stand halb geöffnet – daher war es so kühl im Raum. Er rief Alfred, der hoch und heilig versicherte, das Fenster am Samstagmittag ordentlich verschlossen zu haben. Vorsichtshalber überprüfte Theophil sein Schreibpult, nichts war ungewöhnlich, alles stand an seinem Platze. Als er jedoch den großen Aktenschrank öffnete, prallte er zurück. Die Geldkassette war geöffnet! Hastig begann er das Geld zu zählen – es war viel zu wenig. Er holte das Journal und prüfte, welcher Betrag hätte vorhanden sein müssen. Er zählte noch einmal, doch das Ergebnis blieb gleich. Mehr als 100 Kronenthaler fehlten.

„Diebe, Räuber!“, rief er. Gleich kam Alfred hereingestürzt. „Lauf sofort zum Bürgermeister – wir sind beraubt worden!“ Alfred machte ein entsetztes Gesicht, als er die leere Kassette sah; er griff sich seinen Rock und seine Kappe. Schon war er auf dem Weg und rief so laut, dass jeder es hören konnte. „Ausgeplündert, das Amt ist ausgeplündert!“ Von allen Seiten kamen die Leute angelaufen und beschworen ihn zu sagen, was denn geschehen sei. Doch Alfred hastete weiter. „Ich muss zum Bürgermeister“, rief er und schob die Neugierigen beiseite.

Der Bürgermeister hatte von dem ganzen Aufruhr nichts gehört, denn er saß in seinem Kontor über einigen Abrechnungen. Da klopfte es heftig an seine Tür und ohne seine Antwort abzuwarten stürzte Alfred, gefolgt von Anna, in das Arbeitszimmer. „Was gibt’s“, konnte Carl Hofmeister, sichtlich verärgert über die Störung, kaum sagen, da sprudelte es auch schon aus Alfred heraus: „Ein unerhörter Frevel! Diebe, Räuber, Mörder! Elendes Gesindel! Geplündert haben sie das Amt!“ Es dauerte eine ganze Weile, bis sich Carl ein Bild von dem Verbrechen machen konnte. Er versuchte, einen klaren Kopf zu bewahren. Er rief zu Hedwig in die Küche: „Ich muss aufs Amt. Irgendwer hat die Gemeindekasse

gestohlen!“ Schon war er aus der Tür und ging schnellen Schrittes, ja lief eher zum Pfarrhaus. In der Eile hatte er sogar Hut und Stock vergessen.

Auf dem Weg gingen ihm die Gedanken durch den Kopf. War er zu sorglos gewesen? Hätte er den Schrank mit einem eisernen Riegel versehen müssen? Hätte, wäre – es half nichts. Das Malheur war geschehen. Sicher würde ihm die Regierung peinliche Fragen stellen. Dabei war doch seit Jahren nichts passiert. Das Geld war an jedem Morgen vollzählig gewesen. Und Theophil? Rasch scheuchte er den Gedanken beiseite. Sein Kanzlist war für ihn über jeden Verdacht erhaben. Und doch würde sich bald das Getuschel erheben, wenn nicht rasch der Verbrecher ausfindig gemacht würde.

In der Amtsstube fand er Theophil vor der geöffneten Geldkassette, den Kopf auf die Hände gestützt. „Ich kann zählen und zählen – es fehlen genau 112 Kronenthaler.“ Stockend berichtete er, was er am Morgen vorgefunden hatte. Das halb geöffnete Fenster habe ihn stutzig gemacht. „Am Schrank war nichts zu sehen – aber als ich reingeschaut habe, da stand die Kassette: offen! Mir kam gleich der Verdacht, dass jemand Geld gestohlen haben müsse; leider hatte ich Recht! Aber wer kann das gewesen sein?“ „Hast Du irgendetwas gefunden, was der Dieb vielleicht verloren hat?“ Theophil schüttelte den Kopf, „Nichts, nicht einen Staubkrümel!“

„Lass uns draußen nachsehen“, schlug Carl vor. Doch als sie vor die Tür traten standen schon einige Bewohner und bestürmten Alfred mit Fragen. Der aber gab nur zur Antwort „Diebe, Verbrecher, Räuber“. Als Carl herauskam, verstummte er. „Wer etwas gesehen hat, was uns hilft, den Übeltäter zu fassen, soll uns das sagen.“ Ein vielfältiges Stimmengewirr war die Antwort. Eine wollte einen Schatten in der Nacht gesehen haben, ein anderer sprach von Stimmen, die er im Wald gehört habe. Ein dritter argwöhnte, das fahrende Volk, das kürzlich in der Nähe sein Lager aufgeschlagen habe, sei für die Untat verantwortlich. „Gut“, verkündete Carl, „bald kommen die Gendarmen. Sie werden euch alle befragen. Merkt euch also gut, was ihr gesehen oder gehört habt.“

Damit begab er sich mit Theophil zusammen zur Rückseite des Pfarrhauses. Vielleicht würde man dort eine Spur finden. Doch leider hatte Alfred von dem geöffneten Fenster erzählt, so dass einige Neugierige dorthin gerannt waren und alle möglichen Spuren niedergetrampelt hatten. Carl ging wieder hinaus und diktierte Theophil einen Brief an die Polizei und an die Regierung, in dem er den Hergang schilderte. „Leider“, so schloss er, „ist das Verbrechen zwischen Samstagabend und Montagmorgen geschehen. Der oder die Übeltäter können schon weit geflohen sein.“ Mit den Briefen schickte er Alfred in die Stadt – wegen der Eilbedürftigkeit solle er sich von einem der Knechte fahren lassen.

VI

Die Untersuchung der Gendarmen am nächsten Tage erbrachte nichts Neues. Mit den Zeugenaussagen war wenig anzufangen – und Spuren waren nirgends zu finden. Zu allem Unglück hatte es in der Nacht auch noch geregnet, so dass der Boden ganz aufgeweicht war. Sie verhörten Theophil und Alfred, die ja Zugang

zu den Räumen, damit zum Geldvorrat der Gemeinde hatten und durchaus in der Lage gewesen wären ... Den armen Alfred versetzte die Befragung in solche Aufregung, dass man ernsthaft um seine Gesundheit fürchten musste. Ja, sogar ihre Wohnstatt wurde inspiziert. Doch bei keinem wurde etwas Verdächtiges gefunden. Zudem bürgte Carl für den guten Leumund der Amtspersonen. So blieb am Ende der große Unbekannte.

Der Bürgermeister ließ den Dorfschmied holen. „Kannst du einen eisernen Riegel für unseren Aktenschrank machen?“, fragte er Ludwig Richter. Er mochte ihn zwar nicht gut leiden, aber jetzt war er auf ihn angewiesen. „Das ist keine große Sache, aber ...“ Der Schmied blickte nachdenklich. „Wenn ich mir das Holz ansehe, dürfte es ein Leichtes sein, den Riegel herauszubrechen. Man müsste den Schrank zunächst verstärken. Am besten wäre es man befestigte den Riegel direkt in der Wand. Ich sage dir morgen Bescheid. Aber ich würde auch ein Gitter vor das Fenster setzen.“

Carl seufzte. Das würde eine ganze Menge Geld kosten, Geld, das in der Gemeindekasse ja nicht mehr vorhanden war. Er würde die Auslagen aus eigener Tasche zumindest vorstrecken müssen. Aber das könnte bei der Obrigkeit als Zeichen guten Willens gesehen werden. Hedwig wäre alles andere als begeistert. Immerhin war aber die teure Hochzeit verschoben.

Ein unerwartetes Hindernis tat sich auf, als er dem Pfarrer von den vorgesehenen Maßnahmen berichtete. „Was der Bürgermeister in den Räumen macht, soll mir Recht sein. Aber ...“, die Stimme von Hochwürden Fresenius wurde merklich lauter. „Ein Gitter vor das Fenster – niemals! Das ist ein Pfarrhaus und keine Arrestzelle!“, ereiferte er sich. Alle Beschwichtigungen Carls, dass es ja das hintere Fenster sei, das kaum jemand wahrnehme, vermochten den Gottesmann nicht zu besänftigen. „Warum liegt das Geld so ungeschützt im Pfarrhaus? Warum kann es nicht im Haus des Bürgermeisters aufbewahrt werden – dort ist immer jemand zugegen. Immerhin kann man dort alle möglichen Befestigungen einbauen.“

Carl zuckte mit den Schultern – das war natürlich ein völlig unmöglicher Vorschlag. Nicht nur Ludwig Richter würde sich darüber echauffieren. Auch bei der Regierung würde eine solche Lösung heftiges Stirnrunzeln auslösen. Auch Theophils Angebot, die Nächte im Amte zu verbringen, zog Carl nicht ernsthaft in Erwägung. Es ehrte den treuen Schreiber – doch das konnte er ihm nicht zumuten. Sorgenvoll erwartete Carl daher die Reaktion der Regierung auf das unerhörte Verbrechen.